

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 168.

Donnerstag, 22. Juli.

1915.

(10. Fortsetzung.)

## Frau Adas Töchter.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Emma Ganshofer-Merk.

Felicitas konnte bei ihrem leichtbeweglichen Temperament nicht verstehen, wie persönlich er ihre Klagen aufnahm, wie sehr sie sein Empfinden verletzte, wie unmöglich es ihm war, sie zu trösten, weil sie durch ihre beständige Verdrossenheit seine Bärtlichkeit fortfröstelte.

Sie fand ihn gleichgültig und kalt, und sein ruhiges Gesicht, sein „unerschütterliches Phlegma“ — wie sie seine Verschlossenheit nannte, brachten sie zur Verzweiflung.

So wuchs die Entfremdung zwischen ihnen.

Als nach einiger Zeit wieder eine Einladung zu Generals kam und Felicitas wieder von einer Absage sprach, erklärte Walter ihr ziemlich schroff:

„Dann bleibt nichts übrig, als ein für allemal zu behaupten, du gehst nicht in Gesellschaft — du wärst nervös — du fühltest dich nicht wohl — was du willst. Aber ich warne dich noch einmal! Denn dann werden wir auch niemand einladen können und wir werden auch bei andern abfragen müssen.“

„Warum. Das sehe ich nicht ein. In der ganzen Welt darf man sich seinen Verkehr auswählen.“

„Ich kann nicht meinem obersten Vorgesetzten vor den Kopf stoßen! Das muß dir doch klar sein, wenn du einen Augenblick nachdenken willst!“ rief er ungehulbig. Er sah in ihrer Weigerung eine Lieblosigkeit, die kränkende Unlust, ihm, seiner Stellung das geringste Opfer zu bringen. Sie hätte vielleicht nachgegeben, wenn er sie mit einem freundlichen Gesicht, in einem scherzenden Tone gebeten hätte. Denn die Langeweile ging ihr schon so bis an den Hals, daß der Arger über die Generalin fast wie eine Abwechslung erschien. Aber dieser knappe militärische Ton reizte sie zum Eigensinn.

„Ich esse nicht bei Leuten, die mir unausstehlich sind!“ sagte sie mit einer sehr kalten Miene.

Da ging er schweigend aus dem Zimmer.

Ihre neue Freundin, die kleine, rotthaarige Hauptmannsfrau, lachte sie aus, als sie ihr erzählte, sie habe nun ein für allemal die Geselligkeit abgeschüttelt.

„O, wie schädel! Wir hätten uns ganz gut zusammen amüsiert! Warum eine solche Prinzipienreiterei? Die Generalin freut sich nur, wenn sie ein Kubert spüren kann, und wenn eine hübsche junge Frau weniger da ist!“

Felicitas merkte auch bald, daß sie sich vollständig isoliert hatte. Die einen hielten sie für schrecklich hochmütig, manche erkundigten sich mitleidig nach ihrem Gesundheitszustand, als wäre sie wirklich gemütskrank oder nicht ganz klar im Kopf. Für schrullig und wunderbar galt sie allen; auch den Herren. Das hätte sie wohl, wenn einmal Walter ein paar Kamekaden zu einem zwanglosen Abendessen ohne viele Vorbereitungen mitbrachte. Denn eine wirkliche Gesellschaft durften sie nicht geben, und sie gingen nirgends hin. Darauf bestand er unerbittlich, obwohl

sie nun freilich seine Weigerung wie eine Strafe empfand und zornig gegen den Bügel knirschte.

Wenn sie dann bei einem Besuch, bei einer Begegnung auf der Straße mit den Offiziersfrauen zusammentraf, so wurde meist von Dingen gesprochen, von denen sie nichts gehört hatte, oder die sie nicht interessierten. Anspielungen auf kleine Vorkommnisse in der Gesellschaft, Dienstfragen, Beförderungen — die Damen wußten vortrefflich Bescheid in militärischen Verhältnissen, die ihr immer noch gleichgültig waren, und konnten sich freuen und einander beneiden, wenn ein anwesender General oder gar ein Prinz die eine oder die andere einer Ansprache gewürdigt hatte.

Theater, Konzerte, Bilderausstellungen, die in einer Großstadt den Gesprächsstoff bilden, gab es nicht. So wußte Felicitas wenig zu reden und versteifte sich immer mehr in der Überzeugung, daß sie eine aparte Persönlichkeit sei, die sich in einem so wenig von künstlerischen Interessen bewegten Kreise immer fremd fühlen müßte.

„Es ist viel besser, daß ich nirgends hingehe. Ich passe ja doch nicht hierher!“ sagte sie zu ihrem Mann mit der trotzigsten, ein bißchen hochmütigen Miene, die ihn immer aufs neue verletzte, und mit Vorliebe sang sie das Schubertsche Lied:

Die Sonne dünkt mich hier so kalt,  
Die Blüte welk, das Leben alt,  
Und was sie reden, leerer Schall,  
Ich bin ein Fremdling überall!

Als das Frühjahr kam, sah sie blaß aus, klagte über Müdigkeit und lag vormittags lang auf dem Ruhebett. Aber abends packte sie oft nach der langen Trauer und der Eintönigkeit des Winters eine tolle Lebenslust. Wenn sie in den Anlagen am Rheinufer spazieren ging und die Sonne goldig am blaßblauen Horizont versank, das erste Grün leuchtete und der Duft der grünenden Felder sie umwehte, dann fühlte sie plötzlich wie einen seltsamen Misch ihre Jugend, und eine heiße Gewißheit überflutete sie, daß es so nicht weiter gehen könne, daß noch etwas Großes, Freudiges für ihr Leben kommen müsse, daß sie einmal wieder erwachen würde aus der Apathie, in die sie nun versunken war.

Walter, der als Brigade-Adjutant den General bei den Truppenaushebungen zu begleiten hatte, war häufig fort auf Dienstreisen.

Nun war sie ganz allein — immer allein.

Ihr Mann hatte ihr den Vorschlag gemacht, seine Eltern zu besuchen, die nun in Ekville am Rhein lebten. Sie kannte sie nur von dem kurzen Zusammensein bei der Hochzeit, und wenn sie auch damals sehr lieb zu ihr gewesen waren, wenn sie auch die freundlichsten Briefe bekam, und die Schwiegermutter ihr mühsame Handarbeiten zum Geburtstag schickte, — es schauderte ihr doch bei dem Gedanken, wochenlang mit der altmodischen guten Frau zusammen zu sein, die so

recht das Muster einer korrekten, sparsamen Beamten-  
gattin war, mit dem alten Herrn, der so langsam seine  
Reden setzte und der gewohnt war, daß man demütig  
seinen Worten lauschte. Sie wußte wohl, daß sie in  
diesem patriarchalischen Heim nicht paßte. Aber da sie  
Walters Wunsch nicht erfüllte, konnte sie auch nicht  
nach München fahren, wenn sie ihn nicht ganz verdrück-  
lich machen wollte.

„Liebe Felicitas“, sagte eines Tages die kleine  
Frau Lilly Schmidt, mit der sie sich nun duzte. „Du  
siehst wirklich ganz blaß und elend aus. Die Lange-  
weile bekommt dir nicht. Das darf nicht so weiter  
gehen! Du mußt dich mal herausreißen! Morgen  
fährst du mit mir nach Frankfurt. Du wirst dir auch  
einen neuen Hut und einiges für die Toilette kaufen  
wollen. Hier ist doch nichts zu haben! Ich —“ Sie  
spielte mit ihrem Sonnenschirm und sah einen Augen-  
blick etwas verlegen aus — „Ich habe allerdings eine  
— eine Verwandte in Frankfurt, die ich besuche. Da  
schleppe ich dich nicht mit! Das hat keinen Zweck. Du  
kannst einstweilen die schönen Auslagen anschauen, und  
dann essen wir zusammen im Zoologischen. Unsere  
Männer amüsieren sich auch auf ihren Dienstreisen.  
Dabei bin ich überzeugt. Also brauchen wir auch nicht  
an den Wassern Babels sitzen und weinen!“

Felicitas war es zu Mute, als käme sie von der  
Verbannung auf eine wüste Insel zurück, als sie in  
den Frankfurter Straßen wieder lebhaftes Menschen-  
treiben, Wagen, Autos und elektrische Bahnen sah und  
in dem Strom des modernen Großstadtlebens mit-  
trieb. Sogar der Lärm, die Hast, die Unruhe um den  
Bahnhof waren ihr lieber als die verschlafene Stille  
in dem kleinen Nest, die ihr förmlich wie etwas  
Drückendes, wie ein Alp erschien. Nur etwas anderes  
sehen als den gelangweilten Posten gegenüber! Nur  
wieder Zivil. Nicht immer nur Soldaten!

Freilich, es waren lauter fremde Gesichter, die an  
ihr vorüberkamen, und als dann Lilly ihren Besuch  
machte und sie allein dahinschlenderte, da konnte auch  
der Anblick der eleganten Häuser und der prunkvollen  
Auslagefenster ihr die Sehnsucht nach München nicht  
verdrängen.

Da sagte plötzlich eine lustige Stimme neben ihr:

„Ja, grüß Gott, gnädige Frau! Ist das aber  
nett, Ihnen in Frankfurt zu begegnen!“

Im ersten Augenblick war sie sehr erschrocken über  
den unerwarteten Anruf, aber dann ward ihr Gesicht  
rosig vor Freude.

„Herr Sollinger! Sie sind hier?“

„Aber freilich; hier engagiert! Haben's das gar  
nicht gewußt? Da sieht man's halt! Gar kein Inter-  
esse für einen alten Bekannten!“

Schon der heimische Dialekt tat ihr wohl. Eine  
Fülle von Erinnerungen strömte auf sie ein. Als fühlte  
sie wieder das Wesen frischer Bergluft, als hörte sie  
wieder das Lachen ihrer Mädchenzeit, als würde alle  
Lustbarkeit im Elternhause lebendig.

Der Tag in der Balepp, an dem sie als frischverlobt  
so glücklich gewesen! Und wie einem Gefährten aus  
ferner, seliger Jugend drückte sie dem Sänger die  
Hand.

In einer etwas stilleren Straße gingen sie auf und  
ab in dem milden Aprilsonnenschein bei leisem Vogel-  
gezwitsher, das aus dem großen Garten eines Hotels  
herausklang.

Franz Sollinger war vor kurzem zu einem Gast-  
spiel in München gewesen und hatte auch bei Robertus  
einen Abend zugebracht. Wie dankbar sie ihn ansah,  
als er erzählte von daheim.

„Meine böse Schwester!“ sagte sie. „Sie versprach  
so sicher, mich bald zu besuchen. In jedem Brief bitte  
ich sie, und immer vertröstet sie mich auf später! Sie  
unterhält sich wohl allzu gut!“

„Aber natürlich! Die Fräulein Oly, die kann jetzt  
nicht weg! Sie ist ja im Beariff, sich einen reichen,

jungen Snob zu kapern! — Die Konkurrenz  
zerbricht sich die Köpfe — wie es immer in den An-  
preisungen heißt. Wenn sie abreiste, wer weiß, welchen  
Erlid die Konkurrenz erlitten würde, um sie auszu-  
stechen!“ meinte er lachend.

„Es sieht Oly nicht ähnlich, daß sie sich vor der  
Konkurrenz fürchtet und einen Mann festhalten  
möchte, der sie bei einer Abwesenheit von einigen  
Wochen sofort vergessen würde!“ warf Felicitas rasch  
ein, mit sehr hochgezogenem Näschen, entschieden be-  
leidigt für die Schwester.

Er merkte sofort, daß er ihr die frohe Stimmung  
verdorben hatte, in der sie ihn begrüßt hatte.

„Aber gnädige Frau! So habe ich's ja nicht ge-  
meint!“ versicherte er lebhaft. „Mein, an Schneidig-  
keit fehlt es Fräulein Oly sicher nicht, und sie be-  
handelt den jungen Rabob herzlich schlecht. Vielleicht  
gefällt ihm das gerade. Zum Rädchen von Heilbronn  
hat sie jedenfalls so wenig Talent und Anlage, wie Sie  
sie hatten!“

Nun mußte sie doch wieder lachen. Es tat ja über-  
haupt so wohl, von daheim zu reden und diesen ge-  
mütlichen vertraulichen Ton zu hören, in dem man bei  
ihnen verkehrt hatte; nicht diese ewige steife Korrek-  
theit!

„Jedenfalls scheint es also bei uns wieder recht  
lebhaft herzugehen!“ bemerkte sie mit einem leisen  
Seufzer. „Manchmal war mir ja früher zu viel Un-  
ruhe zu Hause. Aber jetzt gäbe ich doch was darum,  
wenn ich allwöchentlich zu Damas Tour heimrutschen  
könnte!“

„Ja, ja, ich glaub's! Es ist wohl nicht viel los in  
Ihrer kleinen Garnison? Nicht einmal ein Theater!  
Was ist der Mensch ohne Theater?“ rief er mit einem  
tiefen Haß und warf mit einer drolligen Gebärde den  
Kopf zurück. Dabei war ein mutwilliges Zwinkern in  
seinen Augen, das alle Teufelchen der Ausgelassenheit  
weckte.

Geradezu jubeln hätte sie mögen, daß endlich wie-  
der die Sonne schien, daß die Vögel sangen und daß  
sie jung war, lebte, atmete! In bester Laune waren  
sie eine lange Weile dahingebummelt, als Sollinger  
mit einem erschrockenen Blick auf seine Uhr sagte:

„Darf ich fragen, gnädige Frau, wo Sie eigentlich  
hingehen? Ich muß nämlich leider, leider zu einer  
Probe. Aber wenn Sie gestatten, begleite ich Sie doch  
noch!“

(Fortsetzung folgt.)



Freude daran, vieles lächerlich zu finden, drückt Miß-  
wollen, — gar nichts lächerlich zu finden, drückt Beschränktheit  
Feuchtersleben.

## Das Schützenfest.

Der zweite Pfingstfeiertag neigte sich seinem Ende zu.  
Schon bereiteten sich die Feldgrauen im Schützengraben vor  
dem Dörschen L . . . zur nächsten Schanzarbeit vor.

Da kam plötzlich, jedoch nicht unerwartet die Nachricht von  
der treulosen Kriegserklärung Italiens an Osterreich. Ruhig,  
ohne ein äußeres Zeichen von Aufregung hörten die Feld-  
grauen die Kunde. Bald darauf tappte die ganze Kompanie  
in der Abenddämmerung durch den Laufgraben in die ange-  
fangene vorgeschobene Stellung. Einer hinter dem anderen,  
mit Gewehr und Koppel, den Spaten oder den Pidel unter  
dem Arm.

Die Nacht sank auf die französischen Felder nieder, eine  
laue, sommerliche Nacht, in deren sternendurchglänztlem Halb-  
dunkel sich bald ein Klingeln erhob, nah und fern, in einer  
Richtung fortlaufend. Das Auge aber bemerkte nichts von  
den im Graben gebückt arbeitenden deutschen Soldaten.

Eine Stunde möchte so in Piteln und Schaufeln ver-  
gangen sein, da hielt erst einer, dann ein zweiter mit der  
Arbeit ein. Einen Augenblick später lauschte die ganze Kom-

ragne. Von weither, drüben von der französischen Seite, klang Militärmusik herüber: Die Marschallaise. „Allons enfants de la patrie . . . !“ Nach einigen Takten wurde es hüben allmählich klar: Die Franzmänner feierten den neuen Bundesgenossen. Wer noch zweifelte, den befreite das wilde Geschrei nach Beendigung des Liebes von seinem Irrtum. „Vive l'Italie!“, so scholl es verworren durch die Nacht.

Vereinzelte Rufe auf der deutschen Seite gaben Antwort: „Kommt doch herüber, wenn ihr was wollt.“ Allgemeines Gelächter.

Nicht lange dauerte es, — die brave französische Musikkapelle spielte zur weitern Ermunterung gerade einen für deutsche Soldatenohren ziemlich schwächlichen Marsch —, da fiel unsere Artillerie ein. Zuerst eine Batterie. Vier scharfe Schläge schnell hintereinander! Vier Einschläge! — Darauf Stille. Nur die dünnen Marschtakte klingen weiter.

Jetzt feuert weiter links eine zweite Batterie. Dasselbe Krachen. Mitten hinein wieder die erste. Die acht Schüsse vereinigen sich zu donnerartigem Rollen. Und einen Augenblick später ist gar die Hölle los. Eine dritte Batterie zwischen den beiden ersten mischt sich ein. Sssst . . . bum! Sssst . . . kum! Ohne Aufhören fliegen die Feuerpunkte vor den Sternen vorüber, um gleich darauf mit heftigem Knall ihren Eisen- und Bleihagel auf den Feind niederzugehen zu lassen. Fünf Minuten lang. Dann mit einem Schlag ist wieder alles still. Ganz still. Auch die Musik und das Drüllen drüben sind verstummt. Den Franzosen scheint die Freude am Schützenfest für heute gründlich verborben zu sein.

Noch eine kleine Weile halten die Feldgrauen lachend, um das Ereignis des Abends besprechend, mit Arbeiten inne. Dann erklingen wieder in regelmäßigem Rhythmus die Schläge der Fisel, und die herausgeschaukelten Steine klappern im Niederfallen. Die Schanzarbeit schreitet rüstig vorwärts.

Langsam steigt der milde, glänzende Vollmond am Himmel empor. Sein friedliches Licht überfließt des Freundes und des Feindes Lager, die Gräben der siegeszuversichtlichen Deutschen und das zerschossene Dörfchen, wo die Franzmänner vor einigen Minuten so unsanft in der Begrüßung der „soeur latine“ gestört wurden. Deichsel.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

#### Der Trainlandsturm!

Der Train ist stark und hochgeehrt,  
Weil er im Krieg die Wagen fährt.  
Dies hat bis jetzt recht brav getan  
Reserve- und auch Landwehrmann.  
Doch da wir noch mehr Schützen brauchen  
Und Trains für alle Dienste taugen,  
Geh'n erst're weg zur Infant'rie,  
Der Trainlandsturm ersetzt sie,  
Denn pflichtgetreu ist er zur Hand:  
Für Deutschlands Ehr',  
Fürs Vaterland!

Karl Krennrich.

#### Künstler an der Front — Künstler an die Front!

Ein Freund, der in Flandern steht, schreibt: Eine Fülle von Liebesgaben hat uns die Heimat geschickt. Dankbar haben wir immer die Liebe in der Gabe empfunden. Aber jetzt es nicht als Zurücksetzung an, ihr Treuen daheim, wenn ich zu den schönsten Gaben die Kunst rechne, die uns jetzt unter Leitung des Generalintendanten v. Hülsen Deutschlands Hofbühnen Berlin, Dresden, München und Stuttgart brachten.

Bis Brüssel und sogar ins Stappengebiet waren ja schon wiederholt Sänger und Musiker gezogen. Ist das nicht großartig? schreiben die Zeitungen. An der Front las man das und seufzte resigniert. Gewiß — großartig. Aber wie sagt doch Jochen Brümmner?

„Kindfleisch und Blummen is en schön Gericht.

Doch, mine Herren, id frig't man nich.“

Aber diesmal sollten wir und sogar vor der Etappe (sie ist nie beliebt beim Frontsoldaten) schwelgen. Der Kommandanturbefehl sagt es knapp und klar. Erst kommen, wie sich's gebührt, die Verwundeten heran, dann sind für die übrigen Vorstellungen — zwei Tage — Mannschaften haben freien

Eintritt. Offiziere zahlen zu wohlthätigen Zwecken 2 Mark. Heute in Brügge, morgen in Ostende, übermorgen in Blankenberge usw. Wie das die Kunstverständigen und schlichten Kunstfreunde auftrübelt! Das deutsche Heer hat ihrer im Rock des Offiziers wie des einfachen Soldaten. Ihre frohe Bewegung teilt sich den andern mit, all denen selbst, für die der Begriff Musik zusammenfällt mit Grammophon oder Tanz oder Wirtshausgarten. Bis zum allerletzten Platz ist das Skatatheater in Ostende besetzt. Blaujaden und Feldgraue durcheinander, Kindergesichter mit dem ersten Bartstamm und Männer, in deren struppigen Kriegsbärten manch weißes Haar glänzt. Neben dem Kopf der Verbindungsstudenten, der mit Quartett und Terzen reichlich verziert ist, der Kopf des Landmanns oder des Arbeiters. Still — auf die Bühne, auf die lächerliche Bühne mit den schreiend roten Kulissentapeten und dem obligaten Alpenhintergrund, treten zwei Kameraden; ein Landwehroffizier setzt sich an den Flügel, ein Vizefeldwebel knüpft etwas zögernd ob seines Verbrechens gegen militärische Vorschrift den Kragen und die obersten Rockknöpfe auf, um die Geige anzusehen. Dr. Best von der Berliner und Herr Wendling von der Stuttgarter Oper sind es. Und dann locken die Töne und lassen die Umwelt verschwinden und packen die Herzen, daß sie willig aufnehmen und mitschwingen im Jubel und Schmerz. Ganz schlichte Lieder singt Herr Plaschke aus Dresden; alle kennen sie: „Am Brunnen vor dem Tore“ — und „Wer in die Fremde will wandern, der muß mit der Liebsten geh'n“. — Jetzt sieht man nur das Weiße in diesen gebräunten, gefurchten Gesichtern. Und bei dem da — sind das Tränen? Wahrscheinlich, dieser so verwegen aussehende Kerl wischt sich über das Auge. — Des Wagnersängers Arothe Tenor schmettert jubelnd sein „Grüß dich Deutschland aus Herzensgrund“ in den Saal hinein, und alle die Tausende jubeln mit ihm. Die Heimat erhebt vor ihnen und macht die Herzen so froh und so weh. Und immer neue Saiten schlagen die Zauberer da vorn im grellen Lampenlicht an. Frau Hoffmann (Stuttgart) zwingt mit ihrem Jubilate zur Andacht und Frau Dug (Berlin) singt süße Liebeslieder. Ein Schelmenlied nach dem anderen muß Herr Böttcher vom Berliner Schauspielhaus vor Laute singen. Und die ernst gesinnten Männer alle lächeln und lachen schließlich so herzlich, so aus Herzensgrund, daß die Künstler und der Intendant aller Theaterregel zum Trost die Kulissentüren öffnen, um teilzunehmen an dieser Freude.

Das Spiel ist aus. „Deutschland, Deutschland über alles“ haben wir noch gesungen. Wie ein Gelöbnis klang es. Draußen warten schon ungeduldig neue Massen auf Eintritt. Nach — 1½ Stunden beginnt „schon“ die neue Vorstellung, und man will doch auf jeden Fall ein wenn auch noch so bescheidenes Plätzchen haben. War's schön? werden die Herausretenden gefragt. Ein Blick, ein Nicken antwortet. Man muß sich erst zurechtfinden im Tageslicht. Jeder geht seiner Weg, der ins Quartier, jener zur Straßenbahn, die ihn nach M. bringt, dahin, wo unsere Schützengräben anfangen, der dritte zu seiner Strandbatterie. Alle aber nehmen ein köstliches Stück Erinnerung mit. Ja, es war schön. Die Front ist lang von den Dünern hier bis zu den Vogesen unten, und viele viele Kameraden noch wären dankbare Hörer, wenn warmherzige Künstler ihnen etwas schenken aus dem Gottesgah ihres Könnens. Wo sind sie? Künstler an die Front!

Ein Wiesbadener Feldgrauer hat nachstehende Episoden erlebt, die er uns aus dem Schützengraben mitteilt: „Die Franzosen liegen uns hier ungefähr 400 Meter gegenüber. Vor 10 Tagen steckten sie uns, etwa 180 Meter vor unserer Drahtverhauung, ein Schild hin, das die Größe hatte wie ein halbes Wiesbadener Tagblatt“. Darauf schrieben uns die Franzmänner in schöner Rundschrift, kräftig und in ziemlich gutem Deutsch folgendes: „An die Deutschen Soldaten! Sie sind falsch berichtigt, Ihre offiziellen Mitteilungen sind gänzlich falsch, Ihre finanzielle Einrichtung ruht auf Papiergeld, Ihre Freunde verlassen sie, das ganze Weltall kämpft gegen Ihnen. Warum Kampf verlängern, wo wir der Tod oder Verfall zu Ende kommt; 3 Millionen Bomben sind bereit zu sterben und liegen auf französischem und russischem Boden, Ihre Kolonnen sind verschwand. Die Todesqual kommt eilig. Wenn Sie nicht sterben ist noch Zeit unterzukommen. Sie werden guten Empfang erhalten und werden keine Schade erleiden.“ Als Antwort darauf (das französische Schild steckte neben unseren Stellungskompanien) brachten wir 4 Tage

später eine Tafel vor unsern Drahtverhau an mit den neuesten Siegen über die Franzosen sowohl als auch die Russen, welche die Franzosen sich dann abholten. Wir hatten uns natürlich über diese sonderbare Einladung und über die Aufklärung, wie es bei uns im Vaterland aussieht, köstlich amüsiert."

**Österreichs Inseln in der Adria.** Ein großer Teil der italienischen Siegeshoffnungen, denen sich das belörte Volk mit aller kritiklosen Begeisterung seines südlichen Naturells trotz der nicht gerade ermutigenden Erinnerungen von 1866 von Anfang an hingab, hat sich auf die Aktionen der Flotte konzentriert, die bekanntlich im großen und ganzen über ziemlich modernes Material verfügt. Leider muß sie ihren vielleicht vorhandenen Vortrang zügelnd, da der österreichische Gegner über eine maritime Operationsbasis verfügt, wie sie nur an wenigen Stellen der Erde gleiche strategische Vorteile bietet; die Inselwelt der iberisch-dalmatinischen Küste mit ihren zahllosen Schlußwinkeln, Häfen, Kanälen, Sandbänken, unterseeischen Klippen, in die sich schon dieser natürlichen Schwierigkeiten halber kein Feind hineinwagen kann. So beherrscht hauptsächlich die kleinere österreichische Seemacht den Kriegsschauplatz auf der Adria; sie kann den Kampf erzwingen oder ablehnen, wie sie will und bleibt allen italienischen Offensivgelüsten nach Belieben unerreichbar. Jene so günstig gegliederte Inselwelt zählt 20 größere Inseln, die zum weitest langgestreckt sind und zum Teil über 60 Kilometer in der Länge messen, und über 100 kleinere Eilande und Felsklippen, die bald zu bunten Gruppen vereinigt sind, bald Reihen bilden oder ganz isoliert sind, wie denn die Natur hier ihre ganze Phantasie aufgegeben zu haben scheint, um eine unerforschliche Mannigfaltigkeit insularer Formen auf kleinem Raume zu versammeln. Die nördliche Spitze des Archipels bilden, von ganz unbedeutenden Felsen und Eilanden abgesehen, die „Dora-Inseln“ Arbe und Pago, die unter den berühmtesten Nordosttürmen der Karstwelt am meisten zu leiden haben, so daß ihre Ostseite kahl und trostlos wie ist und nur die berggeschützte Westabhänge eine üppige Vegetation tragen. Weiter südlich bilden Selve und Ubo mit den umliegenden Inseln Premuda, Magresina, Starbizza, Maon und Puntadura sowie mit den südöstlich von Premuda gelegenen Eilanden Starba, Isto und Medaba eine Gruppe von vielen größeren und kleineren Häfen, deren Bewohner meist abgehörigte Fischer und Küstenschiffer sind. Puntadura ist durch den schmalen, nur für kleine Fahrzeuge schiffbaren Kanal von Brebillaqua vom Festland getrennt; auf seiner nordwestlichen Spitze bezeichnet ein schönes Leuchttower die südliche Einfahrt um Pago herum, einerseits in den Canale della Morlacca gegen Nordwesten, andererseits in den Canale della Montagna gegen Südosten. Diese Inseln haben wieder zahlreiche schiffbare Kanäle zwischen sich, die zum Quarnero oder in den Canale di Zara führen. Die meist italienisierenden Ortsnamen gehen übrigens auf die lange Zeit der venezianischen Herrschaft in diesen Landschaften zurück. Eine Anzahl kleinerer Inseln bildet nun die sogenannte Scogli von Zara und Sebenico, die auf der Westseite von der (trotz ihres Namens, der „die“ bedeutet, sehr schmalen) langen Insel Grossa, dann von Incoronata und Zuri gegen die offene Adria geschützt sind. Die schönsten und größten Inseln der österreichischen Adria, denen wie dem ganzen Archipel Eugen gleich eine klassische Beschreibung gewidmet hat, liegen nach Süden zu. Hier ist Brazza zu nennen, die bevölkertere und an Wein und Öl reichste Insel des Adriatischen Meeres; Refina, von ihrer Gestalt her so („Schusterachle“) getauft, mit subtropischer Palmen- und Agavenvegetation und neuen und alten Befestigungswerken, die auf die Türkerzeit zurückgehen; Bissa, wo sich die österreichische Flotte unter Tegetthoff unsterblichen Ruhm erwarb, das „Malta der Adria“, das Griechen, Syrasaner und Engländer schon seit Jahrtausenden als den Schlüssel des schönen Meeres erkannt haben; Curzola, zoologisch interessant, weil hier der in Europa so gut wie ausgerottete Schafal wild lebt; Lagosta, Meleda, Racroma — mit dem steinernen Denkmal zur Erinnerung an die Pulverexplosion, durch die die dort vor Anker liegende k. k. Kriegsbriega „Triton“ 1859 in die Luft flog —, Pelagosa und Buss mit einer der berühmtesten von Capri nicht nachstehenden blauen Grotte. Selbstverständlich ist diese malerische Inselwelt durch Forts und Küstenbefestigungen aller Art entsprechend geschützt, über die sich nähere Angaben naturgemäß

verbieten; die kurze Skizze mag aber hinreichend zeigen, wie geschützt und erfolgreicher sich Österreichs Flotte mit Italiens Macht zur See abfinden kann.

**Kriegsbegriffe.** Der Krieg hat auch die scheinbar feststehendsten Begriffe über den Haufen geworfen. Besonders die Landschaft ist nicht mehr, was sie im Frieden war, und es erscheint notwendig, für fast alle Dinge neue Definitionen zu finden. Der französische Schriftsteller Charles Nordmann gibt in der „Revue des Deux Mondes“ einige interessante Beispiele der neuen Begriffe, die man sammeln und in einem Kriegslexikon veröffentlichen könnte: „Das Dorf: Ansammlung von Steinen, die vermöge einer magnetischen Kraft die Eigenschaft besitzen, fliegende Eisenstücke anzuziehen. Das Dorf ist der einzige Punkt auf dem freien Lande, der nicht von Kriegern bewohnt wird. Hingegen sind Wald, Feld und alle anderen Ortlichkeiten, wo es keine Häuser gibt, besonders als Wohnstätten geeignet. — Die Landstraße: Schmale, steinige Zone, durch vollkommenes Fehlen jeglicher Vegetation gekennzeichnet. Man läßt auf den Straßen nicht den kleinsten Grasalm sprießen, um deutlich auf die gefährliche Kahlheit aufmerksam zu machen, die es Fußgängern und Wagen verbietet, sich hier fortzubewegen. Um die Straßen besser kenntlich zu machen und jedermann vor dem Betreten zu warnen, hat man an beiden Seiten weithin sichtbare Bäume gepflanzt. — Die Festung: Der einzige Ort in der Kampfzone, an dem es gegenwärtig keine Kanonen gibt.“

**Kriegsgespräche in einer englischen Kleinstadt.** Es ist für uns Deutsche interessant, zu erfahren, wie man in den breiteren Kreisen der englischen Bevölkerung über den Krieg, seine wahrscheinliche Dauer und seinen Ausgang denkt: Die Meinungen darüber sind besonders unter den einfacheren Landbewohnern widersprechend, und man mag daraus ersehen, wie kraß die Ansichten der Engländer über die Unternehmungen und die Zukunft ihres Landes auseinandergehen. Der englische Publizist Twells Weg, der die englische Provinz bereiste, um die Stimmung des Volkes zu erkunden, berichtet in einem Londoner Blatt über verschiedenelei Kriegsgespräche, die er in dem Landstädtchen St. Albans zu belauschen Gelegenheit hatte: „In dem Stammlokal der Honoratioren waren hauptsächlich Landleute versammelt. Ein hünenhafter Mann stritt mit einem temperamontvollen Achtzigjährigen. „Ich kann von den fünf Jahren nichts ablassen“, versicherte der Riese, „ich glaube sogar, daß der Krieg noch länger dauern wird. Und ein vollständiger Sieg ist aus geschlossen.“ — Ein anderer unterbrach: „Ich gebe dem Krieg höchstens noch fünf Monate!“ — „Es gibt keinen Winterfeldzug mehr! . . .“ rief der Achtzigjährige. — „Was!“ entgegnete sein Widersacher entrüstet, „der Kampf um die Dardanellen wird allein fünf Jahre in Anspruch nehmen.“ — „Nächerlich“, erwiderte der Greis, „die Deutschen sind bereits vollkommen erschöpft.“ Ein anderer Bauer meinte: „Deutschland ist so stark wie nur je.“ Ein Kaufmann mischte sich ins Gespräch: „Jeder vernünftige Mann in England weiß jetzt, daß es unendlich schwerer und langwieriger sein wird, als wir es uns träumen ließen.“ Als der achtzigjährige Optimist erklärte, daß die Engländer mit Hilfe der Holländer nach Berlin marschieren würden, war ein allgemeines schallendes Gelächter die Antwort. Ein Hotelbesitzer meinte: „Wir haben noch immer zu viel Schwächlinge! Hier in der Stadt gibt es allerdings Väter von zwei und mehr Kindern, die als Soldaten an die Front abgehen. Aber ich kenne auch einen jungen Mann, der sich auf seine Herzkrankheit beruft. Er spielt im Winter Fußball, im Sommer Tennis! . . . In Bezug auf die Dardanellen muß ich sagen, daß die Männer, die verantwortlich sind, vollkommen versagt haben. Unsere Soldaten gleichen freudigen Mutes aus — die Regierung hat ein verdamntes Pflichtkonto ihnen gegenüber. Ein Postbeamter sagte: „Wir sind falsch unterrichtet worden. Deutschland mag die Elite seiner Armeen verloren haben, aber man darf nicht vergessen, daß alle — jung oder alt — geübte Soldaten sind.“ Der erste Kaufmann der Stadt äußerte seine Meinung über das Koalitionsministerium wie folgt: „Die jetzige Regierung kann erreichen, was einer Parteidregierung unmöglich war. Aber vorläufig bin ich darüber entsetzt, daß wir für die nächsten Monate nicht genug Munition haben. Das ist das Unerhörteste, was ich jemals erlebt habe. Aber was konnte man auch nach unseren lächerlichen Fehlern in den letzten Jahren erwarten? Die Dardanellenangelegenheit war der kolossalste aller Mißgriffe! . . .“